

Robert O. Paxton

Kultur und Zivilgesellschaft im Faschismus

1. Faschismusforschung nach dem *cultural turn*

Seit etwa 1990 lassen sich in der Faschismusforschung zwei große Trends ausmachen. Der erste hat mit dem *cultural turn* zu tun, der zu einer beträchtlichen Ausweitung des Themenspektrums geführt hat. Rituale und öffentliche Veranstaltungen, Kleidung, Sprache, Mythen, Gedächtnis und Geschlecht – Aspekte, die man früher für weniger wichtig gehalten hat als die hohe Politik und das Regierungshandeln, sind bevorzugte Themen der Forschung geworden. Diese Ausweitung und Schwerpunktverlagerung war nur angemessen, denn das Spezifische des Faschismus lag ja nicht zuletzt in seinen kulturellen Aktivitäten und Ambitionen. Faschistische Bewegungen und Regime haben schließlich mehr Zeit und Energie in den Versuch investiert, ihre Bürger kulturell und mental zu prägen, als frühere politische Formationen. Das Studium kultureller Elemente scheint mir besonders nützlich, um die Geschichte des Faschismus in zweierlei Hinsicht besser zu verstehen:

Wenn wir, erstens, die Bewegungsphase angemessen erfassen wollen, ist es wichtig, die Sprache, Bilder und Rituale zu begreifen, mit denen faschistische Gruppierungen die politisch-kulturellen Ordnungssysteme ihrer Zeit zu diskreditieren und aus einem weiten Kreis von Unzufriedenen Anhänger zu gewinnen suchten. Wenn wir uns, *zweitens*, der Regimephase zuwenden, genügt es nicht, die Herrschaft des Faschismus lediglich mit Repression und Gewalt zu erklären; immer wichtiger erscheint es vielmehr, die subtilen Mittel und Wege zu erkennen, mit denen faschistische Regime Einstellungen ihrer Bürger formten und deren Verhaltensweisen steuerten.

Die kulturgeschichtlich orientierte Faschismusforschung wirft jedoch einige Probleme auf, wie eine Untersuchung der Ausgaben von drei ebenso einschlägigen wie einflussreichen Zeitschriften seit etwa 1990 zeigt: „Cultural Studies“, „The European Journal of Cultural Studies“ sowie „Theory, Culture and Society“. Diese Zeitschriften vertreten den kulturalistischen Ansatz mit bemerkenswerter Selbstsicherheit und machen kein Hehl daraus, dass sie vor allem an der Welt der Gegenwart und weniger an historischen Fragen interessiert sind. Die Kultur der wichtigsten Entscheidungsträger, etwa der Geschäftsleute, der Parteiführer, der kirchlichen Hierarchien oder der Offiziere wird nahezu ignoriert, während Minderheiten und Randgruppen in

den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Wenn sie sich doch einmal dem Faschismus zuwenden – und in 20 Jahrgängen der Zeitschrift „*Cultural Studies*“ habe ich lediglich zwei einschlägige Aufsätze finden können –, so im Zusammenhang mit Sport, Geschlecht und der Nutzung öffentlicher Räume. Dies sind gewiss wichtige Themen, die aber in puncto Relevanz und Repräsentativität nicht über jeden Zweifel erhaben sind.

Das soll nicht heißen, dass die Untersuchung solcher Phänomene nicht gewinnbringend sein kann. Vor allem kulturgeschichtliche Studien über marginale Gruppen und Außenseiter zeigen überzeugend, wie faschistische Bewegungen ihre Feinde definiert haben, und das ist – kein Zweifel – eine Frage von zentraler Bedeutung. Den Gang der Dinge bestimmten aber letztlich doch die Eliten, deren Kultur und Denkprozesse deshalb im Zentrum der Forschung stehen sollten, während kulturalistische Studien aber dazu neigen, sie zu ignorieren. Als Beispiel für derartige Leerstellen kann ein vielbeachtetes Buch aus der Feder von Mark Antliff dienen¹. Der Autor befasst sich mit drei französischen Intellektuellen – Georges Valois, Philippe Lamour und Thierry Maulnier –, die modernistische Ästhetik mit heroischer Gewalt verbanden. Sein Buch ist kenntnisreich, seine Argumentation nicht ohne Charme. Aber Antliff beendet seine Untersuchung 1939, ohne den Versuch zu machen, den Einfluss zu bestimmen, den diese Intellektuellen auf die öffentliche Meinung in Frankreich oder auf die französische Politik gehabt haben mögen. Tatsächlich diskutierte man Ende 1939 auffallend selten über die Ästhetik der Gewalt, und das ist eigentlich auch nicht verwunderlich, sahen sich die Franzosen doch abermals mit einem Krieg konfrontiert, der nahezu allen Angst und Schrecken einflößte.

Aufs Ganze gesehen sind die kulturalistischen Studien, wie sie gegenwärtig betrieben werden, wenig hilfreich, um die Forschung zu zentralen Fragen der Geschichte des Faschismus voranzubringen. Das gilt für die politischen Machenschaften von Drahtziehern und Kulissenschiebern, die faschistischen Bewegungen den Weg zur Macht ebneten, ebenso wie für die komplexe Interaktion zwischen Führer, Partei und Staat, die faschistischen Regimen ihre spezifische „formlose“ Gestalt verlieh².

Ein weiteres Problem, das sich aus den kulturalistischen Studien zum Faschismus ergibt, wird deutlich, wenn mit dem Vergleich das hilfreichste

¹ Vgl. Mark Antliff, *Avant-Garde Fascism. The Mobilization of Myth, Art, and Culture in France, 1909–1939*, Durham u. a. 2007.

² Vgl. Hannah Arendt, *Origins of Totalitarianism*, New York 1966, S. 389f., S. 395, S. 398 und S. 402.

aller analytischen Instrumente unserer Disziplin zum Einsatz kommt. Vergleiche zeigen nämlich, dass viele kulturelle Phänomene, die mit dem Etikett faschistisch versehen werden, gar nicht spezifisch faschistisch sind. Nehmen wir nur das weite Feld der sogenannten faschistischen Kunst. Es ist schwierig, dem Faschismus einen bestimmten Kunststil zuzuordnen, da sich diese Stile von Nation zu Nation unterschieden haben. Die Moderne war, jedenfalls in den 1920er Jahren, aufs engste mit dem Faschismus in Italien verbunden, während sie der Nationalsozialismus heftig bekämpfte. Beide Regime bauten in den 1930er Jahren pompöse neoklassizistische Gebäude – das taten freilich auch demokratische Staaten. Betrachtet man etwa Bauwerke wie das amerikanische Arbeitsministerium in Washington mit seinen Säulen und den Statuen muskulöser Arbeiter, so ist die Ähnlichkeit mit Prestigebauten der NS-Architektur in der Tat frappant.

Nicht anders verhält es sich mit sexueller Identität und sexueller Imagination. Klaus Theweleits berühmte Analyse der Misogynie rechtsextremer Männerbünde in Deutschland nach 1919 lässt, so faszinierend sie ist, viele Fragen offen³. Eine davon lautet: Wie können wir ohne ernsthaften Vergleich wissen, dass diese Haltungen kein Gegenstück unter nicht-nationalsozialistischen deutschen Männern hatten oder unter Männern – ob faschistisch oder nicht-faschistisch – in anderen Ländern wie Großbritannien, Frankreich und den USA? Generell gilt: Nationale kulturelle Ausdrucksformen glichen sich im 20. Jahrhundert an, jedenfalls in den am stärksten industrialisierten und urbanisierten Gesellschaften. Diese Angleichung vollzog sich nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Entstehung einer globalisierten Konsumgesellschaft besonders schnell. Es gab sie aber auch schon in der Zwischenkriegszeit, wobei Radio, Film, billige Tageszeitungen und Reklame eine große Rolle spielten. Dieser säkulare Angleichungsprozess macht es schwierig, mit kulturellen Begriffen allein zu erklären, warum der Faschismus in einem Land erfolgreich war und in einem anderen scheiterte.

Schließlich ist nicht zu übersehen, dass es kulturalistischen Studien zuweilen an konzeptueller Präzision und empirischer Fundierung mangelt. Vor allem die historische Kontextualisierung lässt häufig zu wünschen übrig. Ein extremes Beispiel dafür ist Diana Rubensteins Untersuchung der *Ecole Normale Supérieure* in Paris. Die Autorin will wissen, warum die *Normale Sup*, der man gewöhnlich linke Neigungen zuschreibt, in den 1930er Jahren so viele pro-faschistische Schriftsteller hervorbrachte. Diese Schule als Einzelfall behandelnd, entdeckt Rubenstein, dass in der dort praktizierten

³ Vgl. Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1977/78.

Pädagogik Autorität, Hierarchie und Exklusion auf eine Art und Weise dominierten, die ausgezeichnet zur Gedankenwelt des Rechtsextremismus passte. Das Gleiche könnte jedoch auch von der traditionellen Pädagogik im Allgemeinen gesagt werden. Am bemerkenswertesten ist freilich: Diane Rubenstein hält es für bedeutsam (und erwähnenswert), dass die Wörter *write* und *right* in der englischen Sprache gleich klingen⁴, wobei es ihr irgendwie entgangen ist, dass Englisch nicht die Sprache ist, die man an der *Ecole Normale Supérieure* spricht.

Keine Frage: Die Erforschung kultureller Aspekte ist zum Verständnis des Faschismus zwar notwendig, aber sie reicht dazu nicht aus. Kulturalistisch orientierte Faschismusforschung ist dann besonders vielversprechend, wenn sie mit Fragen der Macht verbunden wird. Michael Manns Aussage, dass „Ideen ohne Machtorganisationen tatsächlich gar nichts auszurichten vermögen“, geht vielleicht zu weit⁵. Ideen gehen Aktionen voraus, sie bereiten den Boden für Aktionen, die freilich nie Realität würden, wenn nicht Machtmittel dahinterstünden. Es gibt etliche exzellente Beispiele für eine derartige Verknüpfung von Kultur und Macht wie Perry Willsons Studie über Management und Frauenarbeit in einer tayloristisch organisierten Maschinenfabrik im faschistischen Italien oder Sven Reichardts Analyse von Gewalt als sozialer Praxis und Ausdrucksform in der Gemeinschaft faschistischer Kampfbünde⁶.

2. Faschismus und Zivilgesellschaft

Der zweite große Trend der neueren Faschismusforschung hat mit dem wieder aufgelebten Interesse an der Zivilgesellschaft nach dem Zusammenbruch der sowjetischen Satellitenstaaten in Osteuropa nach 1989/90 zu tun. Ich verstehe Zivilgesellschaft nicht in einem normativen Sinn, als ein zu realisierendes Vorhaben, sondern in einem deskriptiv-analytischen Sinn. Wenn wir die Zivilgesellschaft so begreifen und unser Augenmerk auf die intermediären Organisationen zwischen Individuum und Staat richten, kann das ein sehr fruchtbarer Ansatz zur Analyse des Faschismus sein.

Dieser Standpunkt ist nicht gerade Allgemeingut, vielmehr herrscht die Auffassung vor, die rechten wie die linken Diktaturen des 20. Jahrhunderts

⁴ Vgl. Diane Rubenstein, *What's Left. The Ecole Normale Supérieure and the Right*, Madison 1990, S. 15.

⁵ Michael Mann, *Fascists*, Cambridge u. a. 2004, S. 12.

⁶ Vgl. Perry R. Willson, *The Clockwork Factory. Women and Work in Fascist Italy*, Oxford 1993; Sven Reichardt, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristismus und in der deutschen SA*, Köln u. a. 2., durchgesehene und ergänzte Aufl. 2009.

hätten die Zivilgesellschaft nachgerade erdrückt, so dass sie für die Erforschung des Faschismus oder des Kommunismus irrelevant sei. Wie man bei Jürgen Kocka lesen kann, trage das Konzept der Zivilgesellschaft wenig zur Analyse des nationalsozialistischen Deutschland oder der DDR bei, es sei denn, man frage danach, warum die Zivilgesellschaften den beiden deutschen Diktaturen so wenig Widerstand entgegengesetzt hätten⁷. Zweifel an dieser Position sind dennoch erlaubt, denn nur wenn man das totalitäre Modell des Faschismus als bare Münze nimmt, ist ein Blick auf die Zivilgesellschaft überflüssig. Tut man das nicht, kann der Blick auf die Zivilgesellschaft unser Verständnis mancher Aspekte des Faschismus aber durchaus schärfen.

Ein solcher Gesichtspunkt ist die Ausbreitung faschistischer Bewegungen vor ihrer Machtübernahme. Früher hat man, Alexis de Tocqueville folgend, angenommen, eine hochentwickelte Zivilgesellschaft sei der Demokratie förderlich. Faschismus dagegen könne nur in einer atomisierten Massengesellschaft gedeihen, in der keine Organisationen oder Verbände zwischen dem Führer und der Masse stünden. Diese Auffassungen hat man mittlerweile fast gänzlich aufgegeben. Es ist nämlich klar geworden, dass der Faschismus auch dort Erfolg hatte, wo es eine hoch entwickelte Zivilgesellschaft gab. Das galt zum Beispiel für den Faschismus in Norditalien, der hier sehr rasch expandierte, obwohl Gewerkschaften, Parteien, Kirchen, Wirtschaftsverbände und so weiter stark vertreten waren und eigentlich ein Sicherungsnetz gegen den Faschismus hätten bilden müssen. In Süditalien waren die Faschisten dagegen weniger erfolgreich, obwohl hier eigentlich ideale Wachstumsbedingungen vorhanden gewesen wären, weil zwischen den lokalen *padroni* und den zahllosen Bauern keine Zwischeninstanzen standen. Die Großgrundbesitzer und andere Honoratioren im Süden Italiens passten sich nach der Machtübernahme der Faschisten in Rom den neuen Gegebenheiten an und akzeptierten den Faschismus als Herrschaftsform, ohne freilich die Macht mit einer vor Ort gewachsenen faschistischen Bewegung teilen zu müssen.

Die These, dass die Hohlheit einer Massengesellschaft den Faschismus begünstige, die sich etwa bei William Kornhauser und Hannah Arendt findet⁸, hat Bernt Hagtvet auf den Prüfstand gestellt und nach allen Regeln der

⁷ Vgl. Jürgen Kocka, Zivilgesellschaft als historisches Problem und Versprechen, in: Manfred Hildermeier/Jürgen Kocka/Christoph Conrad (Hrsg.), Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 13–41, hier S. 28.

⁸ Vgl. William Kornhauser, *The Politics of Mass Society*, London 1960, und Arendt, *Origins*.

Kunst widerlegt⁹. Neueste Forschungen scheinen in der Tat zu belegen, dass durchorganisierte Zivilgesellschaften die Rekrutierung und Expansion faschistischer Bewegungen sogar begünstigen können, weil intermediäre zivilgesellschaftliche Organisationen Gewalttätigkeit ebenso ausbrüten können wie Friedfertigkeit. Rudy Koshar machte beispielsweise deutlich¹⁰, dass die Konversion zum Nationalsozialismus nicht nur individuell, sondern auch en bloc erfolgte, wenn NS-Sympathisanten bürgerliche Organisationen infiltrierten und schließlich „umdrehten“. Und Sheri Berman hat in einem wichtigen Aufsatz gezeigt, dass dabei nicht die Dichte der Zivilgesellschaft den Ausschlag gegeben hat, sondern die Art ihres Aufbaus. Eine Segregation von Vereinen und Verbänden entlang der Klassenschranken habe Polarisierung und Exklusion und damit den Aufstieg der Faschisten begünstigt¹¹.

Wie auch sonst, sind hier komparative Analysen hilfreich. Ein klassisches Beispiel ist Jürgen Kockas Vergleich zwischen den Angestellten in den Vereinigten Staaten und im Deutschen Reich¹². Kocka fragte, warum diese Vertreter der neuen Mittelschicht in den USA trotz der Weltwirtschaftskrise überwiegend Demokraten blieben, während in Deutschland die größte Angestelltenvereinigung, der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband, schon frühzeitig die Nationalsozialisten unterstützte. Der Gegensatz, so Kocka, war das Ergebnis divergierender historischer Entwicklungen, zu denen etwa die unterschiedliche Ausprägung von Klassengegensätzen und sozialer Segmentierung gehörten, ferner divergierende Hoffnungen auf soziale Mobilität und ein anders geartetes Vertrauen in die bestehenden Institutionen.

Vor kurzem hat der amerikanische Soziologe Dylan Riley detailliert untersucht, auf welche Weise eine gut organisierte Zivilgesellschaft zum Aufstieg des Faschismus in Italien, Spanien und Rumänien beigetragen hat¹³. Und auch Sven Reichardt konnte zeigen, wie eine Zivilgesellschaft bei tiefer

⁹ Vgl. Bernt Hagtvet, *The Theory of Mass Society and the Collapse of the Weimar Republic. A Reexamination*, in: Stein U. Larsen/Bernt Hagtvet/Jan Petter Myklebust (Hrsg.), *Who were the Fascists. Social Roots of European Fascism*, Bergen u. a. 1980, S. 66–117.

¹⁰ Vgl. Rudy Koshar, *Social Life, Local Politics, and Nazism. Marburg 1880–1936*, Chapel Hill u. a. 1986.

¹¹ Vgl. Sheri Berman, *Civil Society and the Collapse of the Weimar Republic*, in: *World Politics* 49 (1997), S. 401–429.

¹² Vgl. Jürgen Kocka, *Angestellte zwischen Faschismus und Demokratie*, Göttingen 1977.

¹³ Vgl. Dylan J. Riley, *The Civic Foundations of Fascism in Europe: Italy, Spain and Romania 1870–1945*, Baltimore 2010.

Klassenspaltung und politischer Polarisierung die Neigung zu gewaltsamen Lösungen verstärken und verbreiten kann¹⁴.

Einige Faschismusforscher haben die Frage aufgeworfen, ob die individualistische Konsumgesellschaft, die sich seit dem Zweiten Weltkrieg, von Nordamerika ausgehend, in Europa ausgebreitet und mittlerweile auch den Rest der Welt erfasst hat, gegen faschistische Versuchungen immunisieren könne¹⁵. Sind junge Leute, so fragen sie, angesichts der zahllosen Möglichkeiten in den sozialen Netzwerken mehr oder weniger bereit, ihre Individualität einer Massenbewegung unterzuordnen? Wahrscheinlich weniger, aber die Frage bleibt offen.

Die Beschäftigung mit Zivilgesellschaften und intermediären Körperschaften kann auch mit Blick auf faschistische Regime sehr erhellend sein. Wie tief vermag ein faschistisches Regime eine Zivilgesellschaft zu durchdringen und zuvor autonome Vereinigungen in Instrumente des Regimes zu verwandeln? Sind Teile der Zivilgesellschaft angesichts eines totalitären Anpassungsdrucks fähig, ein gewisses Maß an Eigenständigkeit und Eigensinn zu wahren? Die Konflikte, die sich hinter solchen Fragen verbergen, sind nicht einfach durch brutale Gewalt geregelt worden; dies war nicht einmal im nationalsozialistischen Deutschland der Fall. Es lassen sich vielmehr informelle Aushandlungsprozesse beobachten, wobei das Regime und mächtige gesellschaftliche Gruppen wie Kirchen und Wirtschaftsverbände zu pragmatischen Lösungen fanden – nicht zuletzt mit dem Ziel, ihre vereinte Macht gegen die Linke einsetzen zu können –, die sich schließlich zu einem „Herrschaftskompromiß“ verdichteten, um mit Wolfgang Schieder zu sprechen¹⁶. Diese informellen Aushandlungsprozesse gab es – mit etwas unterschiedlichen Resultaten – sowohl im Dritten Reich als auch im faschistischen Italien. Hier finden wir ein faszinierendes Feld für empirische For-

¹⁴ Vgl. Sven Reichardt, Selbstorganisation und Zivilgesellschaft. Soziale Assoziationen und politische Mobilisierung in der deutschen und italienischen Zwischenkriegszeit, in: Ralph Jessen/Sven Reichardt/Ansgar Klein (Hrsg.), *Zivilgesellschaft als Geschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, Opladen 2003, S. 219–238.

¹⁵ Vgl. Richard J.B. Bosworth, *The Italian Dictatorship. Problems and Perspectives in the Interpretation of Mussolini and Fascism*, London 1998; zu einem speziellen Fall vgl. Victoria De Grazia, *How Fascism Ruled Women*, Berkeley/Los Angeles 1992.

¹⁶ So das Referat von Wolfgang Schieder, in: *Der italienische Faschismus. Probleme und Forschungstendenzen*, München 1983, S. 60–67, hier S. 62. Ein vergleichbarer Begriff („*compromesso autoritario*“) findet sich bei Massimo Legnani, *Sistema di potere fascista, blocco dominante, alleanze sociali. Contributo a una discussione*, in: Angelo Del Boca/Massimo Legnani/Mario G. Rossi (Hrsg.), *Il regime fascista. Storia e storiografia*, Rom/Bari 1995, S. 414–445, hier S. 418–426.

schung, das kaum zu erkennen ist, wenn wir den totalitären Anspruch des Faschismus wörtlich nehmen, Staat und Gesellschaft bis ins Letzte zu durchdringen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang die Religion, deren Verhältnis zum Faschismus mehr als kompliziert ist. Einige Gelehrte haben die Auffassung vertreten, dass Religion eine ganz eigene Loyalität begründe, die den Versuchen faschistischer Regime zuwiderlaufe, eine totalitäre Gesellschaft zu schaffen. In ihren Augen fand der Faschismus dort den besten Nährboden, wo im Zuge der Säkularisierung religiöse Milieus und Hochburgen beseitigt worden sind¹⁷. Dass der Nationalsozialismus bei den Wahlen vor 1933 in den katholischen Regionen Deutschlands relativ schlecht abgeschnitten hat, scheint diese Ansicht zu bestätigen. Die entscheidende Unterstützung, die das NS-Regime in seiner Frühphase von der katholischen Kirche bekam, vor allem bei der Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes am 24. März 1933, zeigt aber, dass Nationalsozialisten und Katholiken durchaus eine gemeinsame Basis im Antikommunismus, im Antisemitismus und auch im Nationalismus finden konnten¹⁸. Auch Mussolinis Regime profitierte nach dem Abschluss der Lateranverträge von der Auffassung der Amtskirche, dass zwar das faschistische Heidentum und die faschistische Vergötzung der Nation verwerflich seien, dass jedoch der Kommunismus als der gefährlichere Feind gelten müsse.

Außerhalb des spezifisch westeuropäischen Kontexts von Säkularisierung und Antiklerikalismus gingen Wiedergeburt- und Reinigungsbewegungen, die Ähnlichkeit mit dem Faschismus aufweisen, stärker von Religionen als von Staaten aus. Die Staaten des Mittleren Ostens, zumeist Monarchien oder traditionelle Diktaturen, besaßen weit weniger Legitimität als der Islam. Das gilt auch für Indien und seine militanten Hindus. Die auf den Islam oder den Hinduismus gegründeten Massenbewegungen sind jedoch in wesentlichen Punkten anders als die klassischen Faschismen. Sie entstehen nicht aus der Ablehnung gescheiterter Demokratien; sie zwingen politische Führer dazu, die Macht mit Geistlichen zu teilen, und sie versuchen nicht, den Glanz und die Größe von Nationalstaaten zu mehren.

Das Verhältnis zwischen Faschismus und Zivilgesellschaft muss als dynamischer Prozess betrachtet werden, bei dem die Anstrengungen des Regimes,

¹⁷ Vgl. etwa Michael Burleigh, *The Third Reich. A New History*, New York 2000, S. 205f.; einige faschistische Bewegungen, vor allem in Finnland, Rumänien und Spanien, waren offener christlich.

¹⁸ Richard Steigmann-Gall, *Holy Reich. Nazi Conceptions of Christianity 1919–1945*, New York u. a. 2003, erforscht diese gemeinsame Basis am gründlichsten.

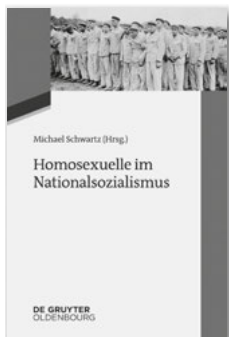
alles und jedes zu regulieren, mit dem Selbstbehauptungswillen traditioneller Eliten kollidieren, die eine gewisse Eigenständigkeit behaupten wollen. Einige einflussreiche Organisationen konnten das neue Regime sogar für ihre eigenen Interessen einspannen.

Der Blick auf die Zivilgesellschaft kann auch helfen, das Instrumentarium der vergleichenden Faschismusforschung zu schärfen. Beim schwierigen Geschäft des Vergleichs ist es besser, bestimmte soziale Institutionen wie Kirchen, Familien, Studentenverbindungen oder Wirtschaftsverbände in den Blick zu nehmen, als die Makro-Ebene zu betrachten. Vergleicht man Deutschland und Italien unter dem Aspekt der Zivilgesellschaft, dürfte sich zeigen, dass die Unterschiede zwischen dem Staat Hitlers und der Diktatur Mussolinis weniger auf Divergenzen der beiden Bewegungen als auf die Eigenheiten der Gesellschaften zurückzuführen waren, in denen Nationalsozialisten und Faschisten zu agieren hatten.

Das Konzept der Zivilgesellschaft hat eine lebhafte Debatte ausgelöst. Die Kritiker finden seinen Gehalt zu vage, seine Grenzen zu unscharf; vieles daran sei fast rätselhaft, weil nicht deutlich werde, ob es sich um ein heuristisches Instrument oder um eine normative Kategorie handle. Vielleicht sollte man sich die Zivilgesellschaft als einen Raum vorstellen, als ein umkämpftes Terrain, wobei die Kämpfe nicht nur zwischen Diktator und Gesellschaft stattfinden, sondern auch zwischen dem Diktator, seiner Partei und mächtigen Gruppen von Gesellschaft und Wirtschaft ausgetragen werden. Wenn man das Konzept der Zivilgesellschaft ernst nimmt und es insbesondere in vergleichender Perspektive nutzt, öffnet sich ein weites Feld. Dies zeigt aber, dass die Faschismusforschung weit davon entfernt ist, an ein Ende gelangt zu sein, sondern dass sie im Gegenteil zu neuen Horizonten aufbrechen kann.

Aus dem Englischen übersetzt von Hermann Graml und Hans Woller.

VERFOLGUNG UND REPRESSION VON HOMOSEXUELLEN IN DER NS-ZEIT



Michael Schwartz (Hrsg.)

HOMOSEXUELLE IM NATIONALSOZIALISMUS

Neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933 bis 1945

Zeitgeschichte im Gespräch, Band 18

2014, 146 Seiten

Broschur

€ 16,95 · ISBN 978-3-486-74189-6

eBook (PDF)

€ 16,95 · ISBN 978-3-486-85750-4

eBook (EPUB)

€ 16,95 · ISBN 978-3-486-99079-9

Print + eBook

€ 29,95 · ISBN 978-3-486-85751-1

Wie lebten homosexuelle, bi-, trans- und intersexuelle Menschen in der NS-Zeit? Welchen Verfolgungsmaßnahmen waren sie ausgesetzt? Diese und andere Fragen beantwortet der vorliegende Sammelband, für den das Institut für Zeitgeschichte München-Berlin und die Bundesstiftung Magnus Hirschfeld verantwortlich zeichnen. Dabei stehen nicht nur Polizei und Justiz im Fokus, sondern auch die politisch-administrative und die gesellschaftliche Repression. Überdies zeigen die Autorinnen und Autoren die ganze Vielfalt von Lebenssituationen auf – von Isolation über Tolerierung bis zur Unterstützung des Regimes. Neben der vergleichsweise gut erforschten Geschichte homosexueller Frauen und Männer geht es dabei auch um die bisher wenig beachteten Gruppen bi-, trans- und intersexueller Menschen – ein Ansatz, der Licht in ein kaum bekanntes Kapitel der Gesellschaftsgeschichte des Dritten Reichs bringt.

Michael Schwartz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte München-Berlin, Abteilung Berlin, sowie apl. Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.